



Aethiopica 2 (1999)

International Journal of Ethiopian and
Eritrean Studies

RAINER VOIGT

Review article

ROBERT HETZRON (ed.): *The Semitic Languages*

Aethiopica 2 (1999), 206–229

ISSN: 1430–1938

Published by

Universität Hamburg

Asien Afrika Institut, Abteilung Afrikanistik und Äthiopistik

Hiob Ludolf Zentrum für Äthiopistik

Review articles

The Semitic Languages, ed. by ROBERT HETZRON † = Routledge Language Family Descriptions [ohne Zählung]. London - New York: Routledge, 1997; xx, 572 S. £ 125.-. Reviewed by RAINER VOIGT

Nur wenige Wochen nach dem verfrühten Tod des Semitisten, Kuschitisten und Linguisten ROBERT HETZRON ist der seit vielen Jahren von ihm betreute Sammelband über die semitischen Sprachen erschienen. Der Stoff wird in insgesamt 23 Kapitel eingeteilt, welche von 24 Autoren verfaßt sind. Diese Kapitel gliedern sich in drei Teile. Der erste Teil (S. 3-65) umfaßt Beiträge über die Gliederung des Semitischen, die verschiedenen semitischen Schriften und die grammatischen Traditionen semitischer Sprachen.

In dem Beitrag von A. FABER über das „Genetic subgrouping of the Semitic languages“ (S. 3-15) kommt auch die Gliederung des Südsemitischen zur Sprache. Das Südsemitische, zu dem früher (und gelegentlich noch heute) auch das Arabische gezählt wurde, umfaßt auf jeden Fall das Neusüdarabische und das Äthiopische. Nach der herrschenden Meinung gehört auch das Altsüdarabische dazu. Das augenscheinliche Fehlen einer „iparrVs“-Form im Altsüdarabischen, welche wir demgegenüber aus dem Neusüdarabischen (z.B. Mehri *yəðo:bər*) und dem Äthiopischen (vgl. altäthiopisch, tigrinisch *yəsäbbər*) kennen, legt jedoch eine Affiliation dieser Sprachgruppe mit dem Zentralsemitischen nahe, wie vom Rez. zuerst in „The classification of Central Semitic“ [*Journal of Semitic Studies*, 32 (1987), S. 1-21] dargelegt wurde. Die Verf. diskutiert solche Überlegungen nicht. Sie schließt sich vielmehr der Sicht an, daß Altsüdarabisch und Äthiopisch zusammen eine Gruppe bilden, welche der neusüdarabischen Gruppe gegenübersteht. Damit ignoriert sie die großen Ähnlichkeiten im Verbalssystem zwischen Neusüdarabisch und Äthiopisch, wie vom Rez. in dem Beitrag „Neusüdarabisch und Äthiopisch“ in *Arabia felix – Beiträge zur Sprache und Kultur des vorislamischen Arabien*, Wiesbaden 1994, S. 291-307, ausgeführt wurde. Diese Ähnlichkeiten lassen sich nicht auf das Altsüdarabische ausdehnen. Die von der Verf. angeführte primäre Innovation, die das Neusüdarabische vom Rest des Südsemitischen getrennt habe, nämlich die Entwicklung

eines Artikels, ist geeignet, das NSA als heutige Sprachgruppe im genetischen Stammbaum festzulegen. Allerdings besagt eine solche Innovation nicht viel. Das Šafā'itische z.B. zeichnet sich auch durch die Entwicklung des präfigierten Artikels *haC-* aus (z.B. *h-sfr* [*has-sifr*] 'die Inschrift'), ohne daß sich dadurch eine Einheit mit dem Hebräischen konstituieren würde. Für das erste vorchristliche Jahrtausend eignet sich auf jeden Fall eine solche Innovation nicht sehr gut zur Klassifizierung der südsemitischen Sprachen. Wie auch von R. HETZRON zu Recht betont wurde, wiegen Züge der Verbalmorphologie stärker als andere Merkmale.

Wenn die Verf. über den äthiosemitischen Zweig schreibt, daß es „virtually no linguistic evidence for such a common Ethiopic stage“ gäbe, meint sie wohl, daß es trotz des spezifischen Charakters der äthiopischen Sprachen Schwierigkeiten bereite, ein Merkmal zu finden, dessen Innovation die Abspaltung des ganzen Sprachzweiges begründen könnte. Ich denke, daß sich einige exklusive äthiopische Innovationen benennen ließen. Außer der Verwendung von *hlw* als Hilfsverb könnte man die starke Konjugation der *mediae infirmen* Verben (altäthiopisch *yāmāwwat* 'er stirbt', *yākäyyad* 'er (be)tritt'), die trotz Aufgabe der Konsonantenlängung in den südäthiopischen Sprachen als eigene Kategorie erhalten bleibt (vgl. amhar. *yāmot*, *yāhed*), anführen, sowie andere in den neueren Sprachen erhaltene Spezifika des altäthiopischen Verbalstammsystems (wie etwa deren systematischer Ausbau).

P.T. DANIELS behandelt in einem instruktiven Beitrag („Scripts of Semitic languages“, S. 16-45) die semitischen Schriftsysteme, darunter auch die altäthiopische Schrift. Wenn dort gesagt wird, daß diese im Amharischen durch verschiedene Reihen palatalisierter Laute erweitert wurde, bleiben das Tigrinische, Tigre, Harari und andere Sprachen, die ebenfalls dieses Alphabet verwenden, unberücksichtigt. Es hätte auch erwähnt werden können, daß das äthiopische (amharische) Alphabet auch der Verschriftung kuschitischer Sprachen diene (und dient), wie bei dem jetzt Oromo genannten Galla und dem Bilen. Im Falle des Tigrinischen, dem direkten Erben des Altäthiopischen, würde es eine unzulässige Verkürzung der historischen Entwicklung bedeuten, hier einfach von einer Übernahme des amharischen Alphabets zu sprechen, auch wenn die Verschriftung des Amharischen der des Tigrinischen etwas vorangehen sollte.

Die zusätzlichen Zeichen des Tigrinischen (d.s. die Zeichen für spirantisierendes *k* und *ḳ*) fehlen in der Darstellung und in der äthiopischen Schrifttabelle. Auch die neue Orthographie des Tigrinischen, die von den Befreiungsfronten in ihren Schriften verwendet wurde und dann mit der Selbständigkeit des Landes im

Jahre 1993 offiziell in Gebrauch kam, wird mit keinem Wort erwähnt (s. unten zu dem Beitrag von L. KOGAN).

Irreführend ist die Feststellung, daß in Ge'ez-Manuskripten die Sibilanten und Laryngale nicht „consistently“ unterschieden würden. Dies erweckt den – falschen – Eindruck, daß es keine Manuskripte gäbe, in denen die Schriftzeichen für solche Laute nicht in differenzierter Weise verwendet würden. Die Begründung, dies läge daran, daß sie „in the language“ (aber in welcher?) zusammengefallen seien, stimmt wohl. Ohne den Zusatz, daß dieser Lautwandel sich auf das Amharische (bzw. in geringerem Umfang auf das Tigrinische) beziehe, wird der Leser meinen, diese Lautwandel seien alle bereits im Ge'ez eingetreten. Bekanntlich unterscheidet man im Tigrinischen und im Tigre bis auf den heutigen Tag *h* und *ḥ* [*ḥ*] sowie *ʾ* und *ʿ*. In einer solchen irrigen Meinung würde er aber noch bestärkt, wenn er im nächsten Satz liest, daß die modernen Lexika des Altäthiopischen etymologisch aufgebaut seien. Dies hieße doch nichts anderes, als daß die Wörterbücher nicht nach dem aktuellen Sprachgebrauch, der in diesem Falle nicht die Unterscheidung bestimmter Phoneme erlaube, sondern eben nach etymologischen Gesichtspunkten, d.i. nach der etymologischen Entsprechung zum Arabischen und zu anderen semitischen Sprachen, erstellt seien. Bei einzelnen wenig bezeugten Wörtern mag dies in der Tat der Fall sein – in welcher semitischen Sprache hilft uns nicht die Kenntnis der verwandten Sprachen? –, zur generellen Kennzeichnung der altäthiopischen Lexikographie und der darin erfaßten Sprache taugt diese Äußerung nicht.

Zum Amharischen wird bemerkt, daß dessen Orthographie „to some extent“ historisch sei, indem einige Wörter etymologisch geschrieben würden, obwohl sie doch Elemente seien, „that have cliticized into grammatical particles“ (S. 38). Leider gibt der Verf. kein Beispiel. Mir fällt dazu nur das zusammengesetzte Konverb *säbro-all* / *säbr^w-all* ‘er hat zerbrochen’ ein, welches das Konverb und das leicht reduzierte Hilfsverb *-all* enthält. Dieses stellt eine Verkürzung aus dem Existenzverbum *ʾallä* ‘er ist (vorhanden)’ dar. Die Lautfolge *r^wa* kann dabei auch *roʾa* geschrieben werden, was jedoch keiner etymologischen, sondern einer morphologischen Schreibung entspricht, vgl. die Form *säbro-t-all* ‘er hat es zerbrochen’ mit Objektssuffix. Auch wenn der Verf. ein anderes, vielleicht berechtigteres Beispiel vor Augen hat, ist es irreführend, einen solchen Ausnahmefall in dem einzigen Satz zu erwähnen, der der amharischen Orthographie gewidmet ist. Das Amharische zeichnet sich durch eine ganz und gar phonemische, nur gelegentlich morphonemische Orthographie aus.

Auch bei der Darstellung anderer Schriftsysteme finden sich Ungereimtheiten. Wenn beim Mandäischen bemerkt wird, daß dies die einzige semitische Schrift sei,

„that fully expresses the vowels without adding a separate, optional system of vocalization“ (S. 36), so fragt man sich, ob der Verf. wirklich meint, daß in der akkadischen Keilschrift und in der äthiopischen Schrift ein „separate, optional system of vocalization“ benutzt werde. In beiden Schriftsystemen kann man überhaupt nicht vokallos schreiben; jedes Zeichen enthält dort bekanntlich schon einen Vokal. Auch stimmt es kaum, wenn der Verf. meint, daß die äthiopische Schrift die erste semitische Schrift sei „to notate vowels consistently“ (S. 24).

Sehr verkürzt und unzutreffend ist die Feststellung: „Two Semitic languages have regularly used as a script an expanded Roman alphabet, Maltese and Modern Aramaic“ (S. 36). Neben dem lateinisch geschriebenen Maltesischen gibt es auch Bemühungen, „den“ libanesischen Dialekt mit lateinischen Buchstaben zu umschreiben, um ihn so zu einer nationalen Identität verleihenden Schriftsprache zu machen. Das Neuaramäische ist nur in der Sowjetunion in den dreißiger Jahren „regularly“ mit lateinischen Buchstaben geschrieben worden. Ansonsten gilt das Syrische als nationales Alphabet der Neusyryer/Neuaramäer/Assyryer.

Bei der Besprechung der verschiedenen Schreibmaterialien (S. 41) fehlt bemerkenswerterweise der Hinweis auf die zahlreichen nordwestsemitischen und vor allem altsüdarabischen und äthiopischen Inschriften auf Stein, ohne die unser Bild vom fruchtbaren Halbmond und Südarabien/Äthiopien nicht vollständig wäre.

Schließlich sind mir in diesem Beitrag noch einige Betrachtungen zur semitischen Sprachstruktur aufgefallen, die nicht unwidersprochen stehen bleiben sollten. Es wird dort (S. 18f.) behauptet, daß die semitische Wortstruktur „not thus unique“ unter den Sprachen der Welt sei, wie gemeinhin angenommen werde. Dies ist eine schwerwiegende Behauptung, die man gerne durch das Beispiel einer nicht-semitischen Sprache mit vergleichbarer ‘semitischer’ Wortstruktur erhärtet sähe. Es fehlt indes jeder konkrete Hinweis auf solch eine Sprache.

Das Prinzip, daß Wörter in sehr vielen Sprachen in deutlich abgrenzbare Silbeneinheiten segmentiert werden können, gilt auch für das Semitische. Es ist aber nicht einzusehen, weshalb nur Silben und nicht die einzelnen Segmente oder Laute dem Bewußtsein der Sprecher zugänglich sein sollten (S. 19). Daß im Akkadischen die Zeichen für *ta*, *ti* und *tu* keine Ähnlichkeit untereinander aufweisen, wäre nur dann erstaunlich, wenn die Akkader diese Schreibung für ihre Sprache entwickelt und nicht von einer nicht-verwandten Nachbarsprache übernommen hätten. Es ist kaum vorstellbar, daß in einer Sprache die einzelnen Segmente erst aufgrund einer sekundären Prozedur aus den Silben extrahiert werden. Für das Semitische gilt dies auf jeden Fall nicht. Denn die semitische Sprachstruktur ist bekanntlich durch die Verzahnung einer gewöhnlich dreiradikaligen Wurzel mit einem nicht nur die Vokalisierung umfassenden Schema

gekennzeichnet. Für den semitischen Sprachbenutzer ist die aus drei Phonemen bestehende Wurzel eine relevante Größe, die es ihm erlaubt, Wörter, die diese Wurzel enthalten, als zusammengehörig zu betrachten.

Der Sprecher einer semitischen (d.i. vor allem einer altsemitischen) Sprache braucht keine Konsonantenschrift, um zu einer ihm vom Verf. nicht primär zugestanden „segmental consciousness“ zu gelangen. Gerade wegen des Bewußtseins der speziellen Bedeutung der eine Wurzel ausmachenden segmentalen Einheiten (d.s. Konsonanten und Halbvokale) hat sich die semitische Konsonantenschrift herausentwickelt. Die sog. semitische Konsonantenschrift ist also das Ergebnis eines besonderen Sprachbewußtseins semitischer Muttersprachler und nicht – umgekehrt – die Voraussetzung dafür.

Die beiden Beiträge über die arabische und die hebräische grammatische Tradition von J. OWENS („The Arabic grammatical tradition“, S. 46-58) und A. SCHIPPERS („The Hebrew grammatical tradition“, S. 59-65), welche nicht zum Bereich vorliegender Besprechung gehören, lassen entsprechende Artikel über die syrische und die äthiopische grammatische Tradition vermissen. Während die altäthiopische grammatische Tradition nicht hinreichend erforscht ist, so daß deren Nichtberücksichtigung gerechtfertigt sein könnte, gilt dies nicht für die große syrische grammatische Tradition. Daß das Syrische als die dem Arabischen vorangehende Literatursprache des fruchtbaren Halbmondes in dem vorliegenden Band anscheinend keinen hohen Rang einnimmt, sieht man auch daran, daß dem Syrischen kein eigenes Kapitel unter den Sprachskizzen (s.u.) eingeräumt ist.

Der zweite Teil umfaßt grammatische Abrisse von neun altsemitischen Sprachen (S. 69-260). Nicht eingegangen wird hier auf die Beiträge zum Akkadischen (von G. BUCCELLATI, S. 69-99), zum Amoritischen und Eblaitischen (von C. H. GORDON, S. 100-113), zum Aramäischen (von S. A. KAUFMAN, S. 114-130, der das Syrische sehr knapp und oftmals ohne Erwähnung der spezifischen syrischen Formen im Rahmen der aramäischen Idiome behandelt), zum Ugaritischen (von D. PARDEE, S. 131-144), zum Althebräischen (von R. C. STEINER, S. 145-173), zum Phönizischen und Ostkanaanäischen (von S. SEGERT, S. 174-186), sowie zum klassischen Arabisch (von W. FISCHER, S. 187-219, mit einer allzu traditionellen Darstellung des Stoffes; immerhin ist die an der traditionellen Aussprache des klassischen Arabisch und nicht an modernen Dialekten orientierte Umschrift mit δ , δ , usw. hervorzuheben).¹

¹ Die synchronen (oder diachronen?) Ableitungen, die gelegentlich geboten werden (wie $^{*}a\text{-}ma$: $> ^{\circ}am$) sind z.B. in folgendem Falle nicht gut durchdacht. Bei den *tertiaie infirmen* Verben wird die Zitationsform (d.i. Perfekt 3.m.sg.), z.B. *rama*: ‘er warf’, als Basisform für die

Der Artikel von L. E. KOGAN und A. V. KOROTAYEV über das Altsüdarabische [„Sayhadic (Epigraphic South Arabian)“, S. 220-241] gehört wegen der sabäi-

Ableitung aller Perfektformen angesetzt. Dies führt zu solch artifiziellen Ableitungen wie *rama*: + *tu* (Endung der 1.sg.) > *ramaytu* ‘ich warf’. Dies hätte nur einen Sinn, wenn sich die 1.sg. (und andere Formen) des starken Verbs von der 3.m.sg. (*fa^cala* + *-tu* > *fa^caltu*) herleiten ließe. Bekanntlich treten die Endungen an den Stamm *fa^cal-*, also: *ramay-* + *-tu* > *ramaytu* und *ramay-* + *-a* > *rama*: (besser: *ramaa*). Der Verf. hat sich wohl durch die Verwendung der Perfektform in der 3.m.sg. als Zitationsform in Wörterbüchern zu der irrigen Ansicht verleiten lassen, diese Person stelle die Basis zur Ableitung der anderen Verbalformen dar. Bei den Wurzeln III *w* (oder besser: III *u*) ist die Basisform *da^caw-* mit den Ableitungen *da^caw-* + *-tu* > *da^cawtu* ‘ich rief’ und *da^caw-* + *-a* > *da^caa* ‘er rief’. Der Verf. kann letztlich den Unterschied von *ramaytu* gegenüber *da^cawtu* bei — in seiner Konzeption — gleicher Ausgangsform *rama*: und *da^ca*: nicht erklären. Er möchte dafür das Imperfekt mit dem unterschiedlichen Vokalismus *yarmi*: gegenüber *yad^cu*: heranziehen: „*-a*: is changed to *ay* and *aw* according to the vowel of the imperfect stem“ (S. 204). Nach dieser Erklärung würde der Sprecher bei der Bildung bestimmter Perfektformen sich nach dem Imperfekt richten. Dies müßte dann auf andere Bildungen der Sprache ausgeweitet werden. Die Substantive *rima:ya* ‘Schießen’ gegenüber *di^ca:wa* ‘Werbung’, *marmi:y* ‘hingeworfen’ gegenüber *mad^cuw* ‘eingeladen’ müßten dann auch durch das Imperfekt beeinflusst sein. Auf die naheliegende Lösung, daß *y* und *w* (oder *i* und *u*) einfach zur Wurzel gehören, ist der Verf. offensichtlich nicht gekommen. Warum wehrt sich der Verf. so sehr gegen eine solch einfache Regel wie *aya* (oder *aia*) > *aa* (wie in *ramay-a* > *ramaa*) und *awwa* (oder *aua*) > *aa* (wie in *da^caw-a* > *da^caa*)? Hat nicht schon C. BROCKELMANN in seinem *Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen*, Band 1 (Berlin 1908), S. 286 geschrieben: „Die Schwundgesetze, denen *u* und *i* im Semit. unterworfen sind“, „haben wieder ihre genauen Analogien im Idg. Wie niemand daran denkt, etwa im Griech. eine Form βασιλεῖς für eine Neubildung zu erklären, weil ihr *v* = *u* im Akk. βασιλέα verschwindet, so ist es auch unstatthaft, arab. *qaym* ‘Volk’ und *baḥna* ‘zwischen’ für Neubildungen zu erklären, weil ihr *u* und *i* zwischen Vokalen in **qayuma* > *qāma* und **baḥana* > *bāna* geschwunden ist.“ Dem wäre nichts weiter hinzuzufügen, wenn man nicht noch einfacher auf die wohlbekannte Einteilung einer Verbal- und Nominalform in die Wurzel und das Schema verweisen könnte, die – nach der Theorie des Verf. – im Falle von *ramaytu* (d.i. *√rmy* + *1a2a3-tu*) und vielen anderen Bildungen, aber nicht im Falle von *rama*: gegeben wäre. Damit wäre eine solche Sprachbeschreibung in hohem Maße inkonsistent und der semitischen Sprachstruktur nicht angemessen.

Eine andere, synchron nicht relevante Theorie bezieht sich auf die Genese des dritten Stammes im Arabischen (Perf. *fa^cala*, Impf. *yufa^cilu*), der eine Verbalisierung des aktiven Partizip *fa^cil*, wohlgermerkt des Grundstammes, darstellen soll. Es ist fraglich, inwieweit sich eine solche folgenschwere, das Gesamtsemitische betreffende Erklärung angesichts der Dehnungstämme auch in anderen semitischen Sprachen aufrecht erhalten läßt. Mehr grundsätzlich methodischer Art ist der Einwand, daß man innerhalb der recht eng zusammenhängenden semitischen Sprachgruppe nicht so einfach zwischen Nomen und Verbum herum-springen darf. Oder sollte sich die Theorie zur Genese des Dehnungstammes auf das Vorursemitische beziehen? Dann hätte es in einer Beschreibung des Arabischen keinen Platz.

schen Inschriften, die man in Äthiopien und Eritrea gefunden hat, in den Bereich dieser Besprechung. Die von den Verf. hier gewählte Sprachbezeichnung „Sayhadic“ (Sayhadisch) wurde von A.F.L. BEESTON übernommen, der sie allerdings selbst kaum verwendet hat. Ich sehe keinen Sinn in der Verwendung einer Bezeichnung, die ohne Kenntnis der Etymologie synchron nicht analysiert und verstanden werden kann. Altsüdarabisch und epigraphisches Südarabisch versteht man ohne weiteres, während bei „Sayhadic“ die Kenntnis des arabischen geographischen Namens Sayhad '(heute) die Ramlat as-Sab'atain-Wüste' nötig ist.

Erfreulicherweise ist im Bereich der Phonologie die Transkription mehr als bei anderen Autoren an der sicher rekonstruierbaren Lautgestalt und nicht – was prinzipiell abzulehnen ist – am (Nord-)Arabischen orientiert. So werden die Konsonantenzeichen ϑ und δ (anstelle des nicht im phonetischen Alphabet vorkommenden \underline{t} und \underline{d}), ϑ (statt des für Südarabien kaum anzusetzenden levantinischen z), k (in Übereinstimmung mit dem Äthiopischen anstelle des weiter hinten gesprochenen q des Arabischen) verwendet. Sinnvollerweise bleibt die Umschreibung von s^{1-3} unverändert. Die Umschreibung von χ und γ (anstelle von h und g) richtet sich wiederum nach dem phonetischen Alphabet (des Weltlautschriftvereins). Alles in allem eine vorbildliche Umschreibung, der man nur weite Verbreitung wünschen möchte, da Altsüdarabisch eben kein nordarabischer Dialekt ist, wie die Verf. ausdrücklich anmerken (S. 222). Trotz der beispielgebenden Umschrift erliegen die Verf. der weitverbreiteten, aber sprachwissenschaftlich absurden Behauptung, es wäre „practically impossible to reconstruct the phonetic value of Sayhadic graphemes“ (S. 222).² Abgesehen davon, daß sie selbst genau dies – und zwar erfolgreich – getan haben, läßt sich eine solche Behauptung nach dem sprachwissenschaftlichen Standard anderer Disziplinen nicht halten.

Leider haben die Verf. bei der Umschrift des emphatischen Laterals ς ihre eigenen, nicht explizit gemachten und in der zitierten Äußerung selbst desavouierten Prinzipien nicht angewandt. Sie umschreiben dieses Phonem nach dem Arabischen (d) wohl wissend – wie wir hoffen wollen –, daß dieser Laut im späteren Äthiopischen (wie auch im Akkadischen, Ugaritischen und Hebräischen, aber nicht im Aramäischen) mit dem emphatischen Sibilanten ς zusammengefallen ist. Dieser Laut muß sich also von dem einfacheren und häufigeren s nur durch ein Merkmal (bzw. ganz wenige Merkmale) unterscheiden haben. Es ist seit langem bekannt, daß dieser unterscheidende Zug die Lateralität gewesen

² Im Widerspruch dazu stehen u.a. die – durchaus sinnvollen – Überlegungen zu den ererbten Langvokalen a ; i ; u ;, denen sich die sekundären Langvokale e : und o : beigesellt hätten. Diese seien in Formen mit defektiver Schreibung anzusetzen, z.B. *byn* [*bayn*] gegenüber *bn* [*be:n*] 'zwischen' (S. 223).

ist, die in vielen semitischen Sprachen aufgegeben wurde. Es empfiehlt sich die Verwendung desjenigen diakritischen Zeichens, das auch beim nicht-emphatischen Sibilanten, dem *ś*, welches später mit *s* zusammenfiel, gesetzt wird, also: *ś*. Über dieses ursemitische Phonem, das sich im Arabischen zu *d* entwickelt hat, herrschen ohnehin eigenartige Vorstellungen, wie in vorliegendem Band einer Bemerkung von C. H. GORDON zu entnehmen ist: „The phoneme *d* is preserved unchanged in classical Arabic and Ethiopic, but is modified elsewhere“ (S. 102). Richtig daran ist, daß einige Semitisten den ursemitischen Laut mit demselben Zeichen wie die etymologisch entsprechenden Laute des Arabischen und Äthiopischen umschreiben. Ein ähnlicher Fall von Transkriptionismus würde vorliegen, wenn ein Romanist behauptete, Lateinisches *b* und *d* hätten sich im Spanischen, das bekanntlich auch *b* und *d* schreibt, unverändert erhalten.

Allgemein recht ausführlich ist das phonologische Kapitel (S. 222-224) mit der Behandlung der drei Sibilanten *s*¹⁻³ und einiger unregelmäßiger Schreibungen. Leider versuchen die Verf. nicht, Erklärungen für die verschiedenen Erscheinungen beizubringen. Sie referieren aber bisherige Erklärungsversuche, ohne selbst mit Argumenten Stellung zu beziehen.

Weniger bekannt ist der dort angeführte Lautwandel *ṡ* > *ś* („*d*“) in den kursiven Holzinschriften, der insofern aus dem Rahmen der bekannten Lautveränderungen im Südarabischen fällt, als er eine Lateralisierung des emphatischen (glottalisierten) Interdentals beinhaltet. Wegen des ungewöhnlichen Charakters dieser Lautentwicklung sind die Belege noch eingehend zu prüfen. Bei dem einen der zwei angeführten Beispiele, d.i. *śbyt* („*dbyt*“) ‘young she-camel > sack made of its hide’ anstelle von *ṡbyt* („*zbyt*“), könnte die Wurzel *śb* ‘bekriegen’ zur Herausbildung der ungewöhnlichen Schreibung beigetragen haben. Der Beitrag der beiden jungen russischen Semitisten über das Altsüdarabische ist wegen seiner Ausführlichkeit und der vielen Textbeispiele aus den Inschriften einer der lehrreichsten in vorliegendem Bande.

Zu den weniger geglückten Beiträgen zählt der Artikel über das Altäthiopische von G. GRAGG [„Ge‘ez (Ethiopic)“, S. 242-260], in dem mir etliches (§ 1-7) nicht annehmbar erscheint.

1. Dies beginnt mit der Bemerkung in der ersten Zeile, daß die Etymologie der Sprachbezeichnung unbekannt sei. Angesichts der Bedeutung der Wurzel *gə‘əzä* ‘auswandern, frei sein’³ und des Substantivs *‘ag‘āzi* ‘frei’, *bəḥerä ‘ag‘āzi*

³ Die Trennung der beiden Wurzeln im *Comparative Dictionary of Ge‘ez* von W. LESLAU (Wiesbaden 1987) hat wohl nur praktische Gründe.

‘Äthiopien’⁴ dürfte eine Etymologisierung in Anbetracht der Tatsache, daß die Semitisierung Äthiopiens von Südarabien ausging, nicht schwierig sein.

2. Der Verf. meint, das Altäthiopische habe sich aus einer „South Arabian-based trade lingua franca“ (S. 242) entwickelt. Wenn Lingua franca, die „älteste nachweisbare Pidgin-Sprache“, ⁵ eine bis ins 19. Jahrhundert im östlichen Mittelmeerraum gesprochene Behelfssprache ist, deren Bezeichnung dann auf vergleichbare andere Sprachen übertragen wurde, bereitet es Schwierigkeiten, dieses Konzept nutzbringend für die Entwicklung des Altäthiopischen heranzuziehen. Von den „processes of pidginization and creolization“, die bei der Entwicklung des Altäthiopischen eine Rolle gespielt haben sollen, werden drei genannt:

(a) die „presumably“ kuschitischen Lehnwörter

An dem Einfluß des Kuschitischen und nicht etwa einer sudanischen (oder nilosaharanischen) Sprachgruppe auf das Äthiosemitische ist wohl kein begründeter Zweifel angebracht, obwohl eine erschöpfende Arbeit zu den kuschitischen Lexemen im Äthiosemitischen noch aussteht. Dieses Argument wird gleich durch den Zusatz relativiert, daß doch keine sehr große Durchdringung kuschitischen Lehnwortes im Altäthiopischen festzustellen sei.

(b) „systematization of the weak verb system“

Gemeint ist die starke Behandlung der mediae infirmen Verbaltypen, die darin besteht, daß *w* und *y* als zweiter Radikal im Präsens wie ein starker Radikal gelängt werden, vgl. in 0₁:

γəsabbər ‘er zerbricht’ = *γəkawwən* ‘er wird’,
= *γəsəyyəb* ‘er ergraut’.

Dies gilt für alle Verbalformen, in denen der zweite Radikal morphologisch gelängt wird.

Über das Präsens hinaus müssen *w* und *y* als zweiter Radikal auch in den anderen verbalen Bildungen insofern als ‘stark’ angesehen werden, als sie nach einfachen Kontraktionsregeln zu einem Langvokal werden, vgl. im Jussiv 0₁:

γəsbər ‘er zerbreche’ = (**γəkəwən* >) *γəkun* ‘er sei’,
= (**γəsəyyəb* >) *γəsib* ‘er ergrauhe’.

⁴ Vgl. den archaisierenden Titel des einsprachigen tigrinischen Wörterbuchs *Ləssanä ʾAgʾazi* von GERMA-ŞEYON MĀBRAHTU (Asmara 1976 ʿa.m. = 1983/84).

⁵ S. H. BUSSMANN: *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart 1990:458. Wenn dort auch das Lateinische des Mittelalters und das Arabische des Islams als Lingua franca bezeichnet wird, so wird dadurch der Begriff jedes spezifischen Sinnes beraubt. Der Unterschied zwischen einer Pidgin-Sprache (welche sich zu eine Kreolsprache entwickeln kann) und einer Nicht-Pidgin-Sprache (hier einer Verkehrs- oder Bildungssprache) ist so grundlegend, daß die Verwendung eines Terminus, der beide umfaßt, vermieden werden sollte.

Jeder, der mit äthiosemitischen Sprachen arbeitet, kennt die Äquivalenzen $wə = əw = u$ [uu] und $ya = əy = i$ [ii].

Wenn das mediae infirme Verb (wie auch das hier nicht behandelte tertiae infirme Verb) also ganz nach dem Muster des starken Verbs behandelt wird, deutet dies auf eine Angleichung in der Vorgeschichte des Altäthiopischen hin. Aufgrund unserer Kenntnis des Akkadischen (vgl. die schwache Bildungsweise **imuuatt* mit dem starken *iparrVs*) müssen wir auch für das Ursemitische eine unterschiedliche Konjugation der mediae infirmen und starken Verbaltypen ansetzen. Es ist bisher nicht ganz klar, wann dieser Prozeß der Angleichung eingesetzt hat. Auch in dem mit dem Äthiopischen engverwandten Neusüdarabischen finden sich Hinweise auf eine solche Entwicklung. So ist im Mehri das Impf. *yəkwor* (vom Perf. *ki:war* 'lieben') ganz wie das starke Impf. *yəθbor* (vom Perf. *θi:bər* 'zerbrochen sein') gebildet. Es wird noch zu ergründen sein, in welchem Umfang ähnliche Angleichungsprozesse schon in der älteren Stufe des Neusüdarabischen stattgefunden haben. Ihren Höhepunkt hat diese Entwicklung auf jeden Fall im Altäthiopischen erreicht, wo der mediae infirme Verbaltyp kaum noch 'schwach' bezeichnet werden kann. In den neuäthiopischen Sprachen außer dem Tigrinischen ist die Längung der Halbvokale größtenteils aufgegeben worden, vgl. amhar. *yəhon* (< **yəkon* < *yəkäwwən*). Von daher könnte sich in manchen neusüdarabischen Formen ein ehemals gelängter Halbvokal verbergen.

Es ist befremdlich, wenn für solche einfachen Fälle von Regelvereinfachung oder Zusammenfall von Paradigmen komplizierte Pidginisierungs- und Kreolisierungsprozesse verantwortlich gemacht werden. Es sollte nicht vergessen werden, daß das Äthiopische mit seinen beiden Präfixkonjugationen eine besonders markante morphologische Besonderheit bewahrt hat, die sonst im Westsemitischen – außer Überresten – nicht erhalten geblieben ist. Außerdem hat das Äthiopische die Verbalstambildung (z.B. A₃, Ast₂) noch über das aus anderen Sprachen Bekannte hinaus ausgedehnt.

(c) „regularization and partial lexicalization of the derivational class system“
Danach wären die internen Klassen des verbalen Derivationssystems, d.s. die A-, B- und C-Typen (oder X₁₋₃-Stämme), „almost completely lexicalized“ (S. 252). Dies ist eine Behauptung, die leicht widerlegt werden kann. Vgl. die folgenden altäthiopischen Verbalstämme, die – ohne großen Aufwand – aus den ersten Buchstaben in DILLMANNs *Lexicon linguae aethiopicae* (Leipzig 1865) zusammengetragen wurden:

	O ₁	O ₂
√ <i>h₁rm</i>	‘prohibere’	‘anathematizare’
√ <i>msl</i>	‘simile esse’	‘assimilare’
√ <i>mtr</i>	‘desecare’	‘(intensive)’
√ <i>mkn</i>	‘sterilem esse’	‘orbum facere’
√ <i>mtn</i>	‘decet’	‘metiri’
√ <i>sh₁t</i>	‘sedatum esse’	‘requiescere sinere’
√ <i>rbh</i>	‘lucrari’	‘lucrum captare’

Der O₂-Stamm ist außerdem sehr produktiv als denominierter Stamm in Gebrauch.

Bei der folgenden Zusammenstellung ist zu beachten, daß der T₃-Stamm meistens ohne einen dazugehörigen T₁-Stamm belegt ist:

	T ₁	T ₂
√ <i>h₁sb</i>	‘computari’	‘rationes inter sese conferre’
√ <i>h₁by</i>	=	‘tutelam suscipere’
√ <i>mtr</i>	‘desecari’	‘(intensive)’
√ <i>m^cd</i>	‘admoneri’	‘se invicem admonere’
√ <i>rk₁b</i>	‘acquiri’	‘sibi invicem occurrere’
√ <i>smr</i>	‘consentire’	‘assensu suo comprobare’

Seltener scheinen die Entsprechungen bei den A- und Ast-Stämmen zu sein:

	Ast _{1/2}	Ast _{2/3}
√ <i>hwz</i>	Ast ₁ ‘sibi delicias afferre’	Ast ₂ ‘rem gratam esse dicere’
√ <i>msl</i>	Ast ₂ ‘se assimilare’	Ast ₃ ‘sibi invicem similes esse’

Ast₃-Stämme kommen häufiger als Kausativstämme zu T₃ vor (s. S. 253).

Die vom Verf. bestrittenen Verbalstammableitungen sind zwar eindeutig belegt, aber doch nicht ganz so produktiv, wie wir es aus dem Arabischen kennen. Eine Untersuchung über die Verbalstämme und ihre Beziehungen zueinander würde sich von daher lohnen. Es kündigt sich indes schon eine Entwicklung an, die dann im Amharischen zur Lexikalisierung der A-, B- und C-Stämme führt. Vielleicht hat der Verf. hier einfach das Altäthiopische mit dem Amharischen verwechselt? Oder hält er die Verhältnisse im Arabischen für so maßgeblich, daß alle etwas abweichenden Sprachen Pidginisierungsprozesse über sich ergehen lassen müssen?

Im Grunde zieht der Verf. seine These einer Pidginisierung im Voraläthiopischen wieder zurück, wenn er meint, daß die morphologische Komplexität des Altäthiopischen doch „inconsistent with any radical pidginization“ sei. Die An-

nahme einer partiellen Pidginisierung bei Aufrechterhaltung der morphologischen Komplexität steht allerdings dem Konzept der Pidginisierung entgegen. Das Konzept einer partiellen Pidginisierung ließe sich nur bei einer weitgehenden Sinnentleerung des Begriffes aufrecht erhalten.

3. Es gehört zu den Standardäußerungen über die Sprachgeschichte des Altäthiopischen, daß diese Sprache Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends als gesprochene Sprache erloschen sei. Der Verf. macht hier keine Ausnahme, indem er schreibt, daß diese Sprache „disappeared as a spoken language probably some time before the tenth century“; sie sei aber bis heute als liturgische Sprache der Äthiopisch-Orthodoxen Kirche (hinzuzufügen ist: und der Erythräisch-Orthodoxen Kirche) erhalten. Die Schwierigkeit bei solchen Feststellungen ist, daß wir – aus grundsätzlichen Überlegungen heraus und nicht primär wegen des Mangels an Belegen – niemals den Tag werden benennen können, an dem das Altäthiopische zuletzt gesprochen wurde. Das Altäthiopische ist nicht ausgestorben. Es wurde vielmehr in einem jahrhundertelangen Prozeß durch das Tigrinische und Tigre (sowie andere äthiosemitische Sprachen) ersetzt, welche damit, was in dem Beitrag nicht erwähnt wird, die direkten Nachfolgesprachen des Altäthiopischen darstellen. In einer Übergangszeit sind klassische und moderne Formen parallel zueinander, aber diastratisch und diatopisch unterschieden, verwendet worden. Es gibt auch heute noch Formen in den modernen Sprachen, die unverändert geblieben sind (wie Perfekt- und Imperfektformen und viele Nomina).

Das Modell zur angemessenen Beschreibung der Entwicklung müssen wir der Romanistik entnehmen, in der die Kontinuität zwischen dem gesprochenen Latein und dem später das Latein ablösenden Romanischen betont wird. Dort finden sich keine Überlegungen darüber, wie lange das Latein etwa in Italien noch gesprochen worden sei. Es wird vielmehr festgehalten, daß es in der Entwicklung vom Latein zum Romanischen „keine Unterbrechung“ gäbe.⁶ Was die jeweilige Sprachwissenschaft günstigstenfalls feststellen kann, ist das Entstehen von einzelnen Innovationen. So werden in einer Geschichte z.B. des Italienischen dessen früheste Belege diskutiert. Es soll uns hier nicht weiter beschäftigen, ob das Placito capuano (von 960) oder das sog. Indovinello veronese die ersten italienischen Dialektformen aufweist. Wichtig ist jedoch, daß solche frühen Texte immer nur einzelne Dialektformen enthalten.

⁶ C. TAGLIAVINI: *Einführung in die romanische Philologie*, München 1973, S. 62. TAGLIAVINI irrt freilich, wenn er die romanischen Sprachen für das einzige Beispiel moderner Sprachen hält, zu denen die gemeinsame Quelle erhalten sei.

In ähnlicher Weise ist die Entwicklung des Altäthiopischen zu den modernen äthiopischen Sprachen zu beschreiben. Es ist also nicht zu überlegen, bis wann das Altäthiopische gesprochen wurde, sondern wann die ersten Belege für tigrinische Dialektformen in altäthiopischen Texten auftauchen. Leider gibt es dafür bislang fast keine Hinweise.

Nur ganz selten kann übrigens für die Rekonstruktion vergangener Sprachperioden die zeitgenössische Beobachtung von sprachlichen Veränderungen herangezogen werden, wie im Falle von Quintilian, der einen starken Wandel der Sprache im 1. nachchristlichen Jh. feststellte.⁷

4. In dem phonologischen Teil weist der Verf. daraufhin, daß altäth. *ś* und „*d*“ (d.i. *ṣ*), die Reflexe der ursemitischen und altsüdarabischen Lateralreihe, in der traditionellen Aussprache und in den modernen Sprachen zu *s* und *ṣ* geworden seien. Trotzdem hält der Verf. daran fest, daß es weder in der Tradition noch im Äthiosemitischen Hinweise darauf gebe, „what value these consonants may have had in Ge‘ez“ (S. 244). Wenn die Lateralreihe (mit Lateralität als relevantem phonologischen Merkmal) dem Ursemitischen und dem Altsüdarabischen zuerkannt wird, dann dürfte es ein leichter Schritt sein, auch von einer Lateralreihe des Altäthiopischen (*/ś - ṣ/*) zu sprechen, die sich später durch Verlust der Lateralität an die Assibilatenreihe (*/s - ṣ/*) anglich.

5. Neu ist das Konzept des „accusative construct“ (S. 248f.) für zwei bisher getrennt gehaltene Sachverhalte. Gewöhnlich unterscheidet man zwischen dem status constructus auf *-ä* und dem Akkusativ auf *-ä*, der einem Nominativ/Genitiv auf *-ə* (oder dem unmarkierten Kasus auf *-Ø*) gegenübersteht. Bei einem Nomen im status constructus und Akkusativ tritt nur ein einziges *-ä* in Erscheinung. Eine Identität der beiden Formative liegt nach dem Verf. in der Möglichkeit der Ersetzung durch eine periphrastische Konstruktion:

<u>einfache K.</u>		<u>periphrastische Konstruktion</u>
<i>sārḥä bet-ä</i>	>	(<i>sārḥä-hu</i> >) <i>sārḥo lä-betä</i> ‘er baute ein/das Haus’
<i>bet-ä näguśä</i>	>	(<i>betä-hu</i> >) <i>betu lä-näguśä</i> ‘ein/das Haus des Königs’

In beiden Konstruktionen wird die – hier unterstrichene – Endung *-ä* durch ein Suffix der 3. Person mit folgender Präposition *lä-* ersetzt (*-ä* > *-hu lä-*). Allerdings erfolgt diese Ersetzung nicht an derselben Stelle. Nur bei der status constructus-Verbindung ersetzt *-hu lä-* direkt die Endung *-ä*. Das dem Substantiv suffigierte akkusativische *-ä* der ersten Konstruktion wird hingegen durch die Präposition *lä-* vor diesem Substantiv ersetzt.

⁷ H. LAUSBERG: *Romanische Sprachwissenschaft*, Band 1, Berlin 1969, S. 68.

6. Es sind einige Umschreibungen von Wörtern zu beanstanden. Anstelle des häufigen *nəgus* lies *nəgus̄*. Die Längung eines 'Laryngals', wie in *ɣəməḥḥər* (S. 245), widerspricht der angegebenen Laryngalregel „/äHə/ > /əHə/“. Daß dies kein Druckfehler ist, zeigen die Beispiele auf S. 253 (z.B. *ɣəsəḥḥəb*). Die Schwächung des Laryngals (hier *ḥḥ* > *ḥ*) ist die notwendige Voraussetzung für die Vokangleichung *äḥə* > *əḥə*. Mit einem gelängten Konsonanten würde es nicht zu der vokalischen Angleichung (Zentralvokalharmonie) kommen.

Die Formulierung, daß sich in dem Labiovelar von *əḥ^w* 'Bruder' der Einfluß („influence“, S. 245) der uräthiopischen und ursemitischen Form mit langem Auslautvokal, d.i. **əḥū*, zeige, ist vielleicht nur etwas verunglückt. In der altäthiopischen Form hat sich einfach der Langvokal der ursem. Form **əḥū* erhalten. Daraus ist mit vokalischer Angleichung uräthiopisch **əḥū* geworden, was im Altäthiopischen regelmäßig als *əḥu* (= *əḥw*) bzw. mit Attraktion der Labialität als *əḥ^wə* (= *əḥ^w*) erscheinen muß. Ein Mißverständnis liegt auch bei der Pluralform *əḥaw* vor, die nicht zum Pluralschema CVCāw (mit zusätzlichem *w* zum Singular CVC; der Plural müßte dann *əḥ^waw* lauten), sondern zu dem starken Schema CVCāC der dreiradikaligen Nomina (CVCC) gehört.

Bei allen mit *a* anlautenden gebrochenen Pluralformen [wie *aCCaC*, *aCaCəC(t)*] usw.) ist zu beachten, daß der Anlaut eigentlich mit *ʾa* bzw. – nach der Umschrift des Verf. – mit *ä* (oder *ǟ*) angesetzt werden müßte. Die angegebenen Formen entsprechen nämlich den arabischen Pluralformen *ʾafāḷ* und *ʾafāʿil(ab)*; *aCaCəC(t)* stimmt außerdem mit der vierradikaligen Pluralform *CāCaCəC(t)* des Altäthiopischen überein. Hier rächt sich die Entscheidung des Verf., anlautendes *ʾ* in der Umschrift nicht zu berücksichtigen.⁸ Die Begründung dafür, nämlich die Nichtberücksichtigung in der traditionellen Aussprache, ist ohnehin nicht stichhaltig, da auch der Verf. z.B. *ʾ* (wie in *bəʾsi* 'Mann')⁹ von *ʿ* sowie *ḥ* von *ḥ* und *h* unterscheidet, die jeweils alle in der traditionellen Aussprache in [ʿ]/[ə] und [ḥ] zusammengefallen sind. Bei der Schreibung *əCCaC* und *əCaCəC(t)* bzw. – nach anderer Umschriftweise – *əCCāC*, *əCāCəC(t)* käme der Eigenart dieser Bildungen und ihre Übereinstimmung mit dem Arabischen¹⁰ besser zum Ausdruck.

⁸ Der Verf. hält gar den Wortanlaut *ʾä* für eine „putative sequence“ (S. 245). In „*əḥäzä*“ [*əḥazä*] 'er ergriff' z.B. ist der Anlaut wegen der zugrunde liegenden Wurzel *ḥz* ein ganz reales und morphologisch zwingendes Segment.

⁹ Die traditionelle Aussprache ist hier *bəʾ(ʿ)si*. Das zweite Schwa wird benötigt, um eine Aussprache *ʾbəsi* auszuschließen.

¹⁰ Der einzige Unterschied betrifft die Femininendung *-at*, die im Altäthiopischen hier ohne Vokal in Erscheinung tritt.

Befremdlich ist die wiederholte Umschrift von *šānnay* 'schön' ohne Angabe der Konsonantenlänge. Als Femininform würde ich lieber *šānnayət* als *°šānnayt* ansetzen, weil sich sonst der zweite Vokal zu *°šānnäyt* verkürzen müßte. Nicht ganz normgemäß dürfte auch die Umschreibung des Adjektivs *°äbiyy* 'groß' mit gelängtem dritten Radikal sein, auch wenn diese Form so in MAKONNEN ARGAWS *Matériaux pour l'étude de la prononciation traditionnelle du guèze* (Paris 1984) und in LESLAUS *Comparative Dictionary of Ge'ez* (Wiesbaden 1987) angegeben ist, vgl. die bessere Wiedergabe *°abiḷ* in E. MITTWOCHS *Die traditionelle Aussprache des Äthiopischen* (Berlin-Leipzig 1926). Die Nominalform ist die des Adjektivs *gäbir* (vgl. arab. *fa'il*), z.B. *ṭäbīb* 'weise'. Eine langvokalige Silbe kann auch im Auslaut nicht durch zwei Konsonanten geschlossen werden. Daß in *°abiḷ* nach der Tradition der Halbvokal gelängt werden kann, liegt an dem vorangehenden homorganen Vokal *i*, der bekanntlich in *ay* umgesetzt werden kann, also *°abiḷ* > *°abäyy*, wobei der Schwavokal vor *y* wie ein kurzes *i* gesprochen wird. Dieselbe Erklärung gilt auch für die zu derselben Nominalform gehörenden Varianten *qäyih*, (>) *qäyyäh* 'rot'.

Ein Versehen ist die mehrfache Wiedergabe von *dängäšä* 'erschrecken (intr.)' mit *š*. Das Verb *täaggäšä* (S. 258) gehört zum B- (und nicht zum A-)Typ. Anstelle von „*admä-(ä)ni*“ (S. 258) 'höre mich' lies *°ašmä-anni*.

7. Bei den Paradigmen des starken Verbs (S. 254) verdienen die angegebenen Formen des C-Stammes (Impf./Juss. *yəmasən*) eine Erörterung. Die Konsonantenlängung des vorletzten Radikals, der allgemein für das dreiradikalige Verbum gilt, sollte man auch für Verben im C-Stamm [z.B. Impf. 0₃ *yəmassən* 'er verdirbt (intr.)' gegenüber Juss. *yəmasən* 'er verderbe'] annehmen. So die Angaben in E. MITTWOCHS *Die traditionelle Aussprache* (s.o.) und MAKONNEN ARGAWS *Matériaux* (s.o.). Es wäre ungewöhnlich, wenn nur in diesen Stämmen kein Unterschied zwischen Imperfekt und Jussiv gemacht würde. Dies kann sich im Lauf der Sprachgeschichte so herausstellen, wie es in der Tat im Tigrinischen [z.B. Impf./Juss. *yəbarək* 'er segne(t)'] geschehen ist. Das Amharische hat hier das Ursprüngliche erhalten, vgl. den Impf. *yəbarək* 'er segnet' mit dem Juss. *yəbarək* 'er segne'.

Von der Silbenstruktur her ist in der jussivischen Form *yəmasən* der Schwavokal notwendig, da eine lange Silbe nicht durch zwei Konsonanten geschlossen werden kann. Im Wortinneren kann eine lange Silbe nicht konsonantisch auslauten; der Infinitiv *masno(t)* (S. 254) ist also besser durch die Form *masəno(t)* zu ersetzen.

Eine letzte Bemerkung zum morphologischen Teil betrifft die – im Prinzip richtige – Regel, nach der der Imperativ mit dem Jussivstamm identisch ist (S. 252). Wenn die Imperativformen deshalb nicht in den Paradigmen verzeichnet

sind, könnte dies einen Leser zu der – irrigen – Schlußfolgerung führen, daß der Imperativ von T₁ wegen der Jussivform *yātnägār* dementsprechend *°tnägār* (anstatt *tānägār*) lauten müßte. Die Identität von Jussiv- und Imperativstamm gilt hier mit der Einschränkung, daß der Imperativ der T-Stämme mit *tä-* anlautet.

Im dritten Teil des vorliegenden Werkes werden die modernen semitischen Sprachen behandelt. Nicht näher eingehen will ich dabei auf die Beiträge von A. S. KAYE und J. ROSENHOUSE über die arabischen Dialekte und das Maltesische (S. 263-311), von R. A. BERMAN über das Neuhebräische (S. 312-333), von O. JASTROW über die neuaramäischen Sprachen (S. 334-377) und von M.-C. SIMEONE-SENELLE über die neusüdarabischen Sprachen (S. 378-423).

Das Tigrinische in der Darstellung von L. E. KOGAN (S. 424-445) gehört wieder in eine Besprechung in dieser Zeitschrift. Der Verf. ist über die Entwicklung in Äthiopien und Eritrea in diesem Jahrzehnt unzureichend informiert. Die drei historischen Provinzen Akkälä Guzay, Sära'/ye und Ḥamasen, in denen fast alle Tigriner Eritreas leben, sind durch die neue Provinzeinteilung von 1995 aufgehoben. Wenn gesagt wird, daß das Tigrinische außerhalb Eritreas und der äthiopischen Provinz Tigray auch noch in den Bezirken Wolqayət und Tämben gesprochen werde, so ist dies durch die provinzielle Neuordnung Äthiopiens im Jahre 1991 (mit Änderungen in der Folgezeit) überholt. Es hat außerdem in bezug auf den Bezirk Tämben (mit der Hauptstadt ʿAbiy ʿAddi) nie gestimmt, da dieser schon vor der Neugliederung zur Provinz Tigray gehörte. Anstelle der neueren offiziellen Bezeichnung Tigray (d.i. Təgray) verwendet der Verf. die ältere Bezeichnung Tigre, um zur Konfusion mit dem Namen der eritreischen Tigré-Sprache beizutragen, welche durch den Akzent orthographisch von der äthiopischen Provinz unterschieden wird.¹¹ Təgray (< Təgre + -ay) bezeichnet als Nisbe zur historischen Provinz Tigre eigentlich 'das zu Tigre Gehörige, wie seine Sprache oder seine Provinz'.¹² Die früher übliche Sprachbezeichnung Təgray, die auch heute noch von sprachbewußten Tigrinern aufrecht erhalten wird, ist jetzt weitgehend durch die amharische Bezeichnung Təgrāñña ersetzt worden, die manchmal in der tigrinisierten Form Təgrəyna erscheint. Təgrāñña ist jedoch nicht, wie der Verf. meint, die amharische Nisbe von Tigre, sondern enthält das amharische Sprachensuffix -*añña*, das bei Antritt an den alten Provinznamen Təgre den auslautenden Vokal verschluckt (Təgr-*añña*; vgl. *Oromo* + -*añña* > *Orom-añña*). Die amharische oder gesamtäthiopische Nisbe ist -*awi*, (>) -*ay*, (>) -*e*.

¹¹ Um die Konfusion perfekt zu machen, gibt TH.L. KANE in seinem *Amharic-English Dictionary* (Wiesbaden 1990) für Təgray die Bedeutung 'Tigre-Sprache' an.

¹² S. dazu E. ULLENDORFF: Tigré or Tigray? *Africa*, 19 (1949), S. 68.

Die in silbeneröffnender Position nach Vokal zu spirantisierenden Verschlußlaute *b*, *k* und *k^w* werden durch einen Strich markiert (*ḅ*, *ḳ* und *ḳ^w*), während die in gleicher Weise spirantisierten *k̥* und *k̥^w* nicht mit *ḳ* und *ḳ^w*, sondern mit eigenen Zeichen (*x̣* und *x̣^w*) wiedergegeben werden. Eine gleiche Behandlung ist aber notwendig, um etwa den morphologischen Zusammenhang zwischen Perf. *haḳ^w äfä* (anstelle von *hax̣^w äfä*) 'er umarmte, empfing' und Impf. *γəhaḳ^w əf* sicherzustellen.

An den Stellen, wo der Verf. auf die Orthographie Bezug nimmt (wie S. 427 zur Schreibung *säm^e* 'er hörte'), vermißt man den Hinweis auf die neue Orthographie des Tigrinischen, die in Eritrea zumindest seit der Unabhängigkeit des Landes im Jahre 1993 gilt. Danach wird offiziell altes *säm^e* jetzt *säm^eä* geschrieben. In Schriften der orthodoxen Kirche und der katholischen Mission wird die ältere Orthographie bislang beibehalten.

Eine Regel, nach der *i* im Kontakt mit *γ* „oft“ *ə* ausgesprochen werde (S. 428), wie in *šälləyu* (lies so anstelle von *sälləyn*) 'er betete' (vgl. die starke Form *ʾabbidu* 'er besänftigte') gibt es nicht. Was der Verf. meint, ist eine orthographische Konvention, nach der – wie im Altäthiopischen – [*i*] vor *γ* mit <*ə*> wiedergegeben wird.

Der Verf. nimmt überhaupt oftmals Bezug auf die Orthographie, wenn er über die Sprache spricht. So handelt er über die „free variation: *γəfättəw*, *γəfättuw*, *γəfättu*“ (S. 428). Dabei wird nicht klar, ob die Orthographie oder die Aussprache gemeint ist; denn *γəfättəw* kann keine phonetische Form und *γəfättuw* nur eine schlechte Schreibweise sein. Wenn Aussagen über die Phonetik intendiert sind, darf die Aussprache *γəfəttu* bzw. der Hinweis auf die noch nicht gründlich erforschten Dialekte nicht fehlen. Ähnliches gilt für die Variation „*käyḥe*, *käḥe*, *keḥe*“, hinter der sich dialektale Differenzen mit unterschiedlichen orthographischen Wiedergabeprinzipien (morphologische oder phonetische Schreibung) vermengen. Der Verf. scheint sich überhaupt an der Orthographie zu orientieren, wie im Falle des Gottesnamens *ʾəgziʾabəher*, der vom Verf. immer mit *h* umschrieben, aber in Wirklichkeit niemals so ausgesprochen wird. Das Wort für Volk, das mehrfach als *həzbi* erscheint, wird gleichfalls *həzbi* gelesen und nach der neuen Orthographie auch so geschrieben. Die Orthographie der evangelischen Bibel gibt die Aussprache wieder (*ʾəgziabəher* und *həzbi*), während in der orthodoxen und katholischen Bibel die historische Orthographie befolgt wird (*ʾəgziabəher* und *həzbi*).

Die Behandlung der Assimilation des Dentals im Jussiv der T-Stämme (z.B. **γətkäddäs* > *γəkkäddäs* 'er werde geheiligt') ist unvollständig, wenn nicht erwähnt wird, daß die so entstandene Konsonantenlänge im Imperfekt aufgehoben

wird, also: *yəkəddäs* ‘er wird geheiligt’. Damit ist die Assimilation des Dentals doch nicht eine rein synchrone Erscheinung.

Die Genitivkonstruktion ohne Verwendung von *nay* ‘von’ ist nicht richtig dargestellt. Die Aussage „the possessed usually precedes the possessor“ (S. 433) stimmt zwar (s. z.B. *ministri təˈna* ‘Gesundheitsministerium’, *bäˈal təmḳät* ‘*Təmḳät*-Fest’), nur paßt das gegebene Beispiel *ˈatu dorho səga* ‘Hühnerfleisch’, das die umgekehrte Reihenfolge zeigt, weder zu der Regel noch ist es überhaupt richtig. Wenn die angeführten Gewährsleute dies tatsächlich gesagt haben sollten, was ich bezweifeln möchte, würde eine falsche Bildung nach amharischem Muster (z.B. *doro-wāt* ‘Soße mit Hühnchen’) vorliegen.¹³

Bei der Behandlung der Verbalstämme folgt der Verfasser nicht der üblichen Nomenklatur (O₁, O₂, T₁, T₂ usw.), sondern greift auf die Bezeichnungsweise von DILLMANN (I = O, II = A, III = T) zurück. In idiosynkratischer Weise vertauscht er dabei den A- und T-Stamm miteinander, so daß bei ihm II der T-Stamm und III der A-Stamm ist. Im Unterschied zu DILLMANN, bei dem IV den Ast-Stamm meint, bezeichnet der Verf. außerdem mit IV den At-Stamm, dessen *t* bekanntlich allen nichtlaryngalen Konsonanten assimiliert wird. Solche willkürlichen Änderungen tragen nur zur Verwirrung bei.

Das Verb ‘haben’ wird mit *ˈallo* + Possessivsuffix wiedergegeben. Daß der konsonantische Anlaut des Suffixes dabei gelangt wird (S. 444), stimmt nur für den Singular, vgl. die plur. Bildung: *ˈahwat allāwu-ni* ‘ich habe Brüder’.

In der Umschrift finden sich etliche Fehler. Ich möchte nur die markantesten erwähnen. In *damma* (S. 425), *ṣanfənnə* ‘Faulheit’ (S. 431), *ˈannägəgəra* ‘Art und Weise zu sprechen’ (S. 431), *ṣäbbäḳä* ‘schön sein’ (S. 442) und *ḳärraṣi* ‘Steuerzahler’ (S. 443) wurde die für eine semitische Sprache so relevante Konsonantenlänge vergessen. Umgekehrt ist in – dem ebenfalls schon korrigierten – *räḳibnayo* ‘wir fanden ihn’ (S. 439) kein Konsonant gelangt. Für *mägäggi* (S. 444) lies wohl *mägäddi* ‘Weg’. In dem Wort *ḥammuštä* (S. 427) hat der Verf. eine alte an der Etymologie orientierte Umschrift des Tigrinischen übernommen (*ḥ* ist im Tigrinischen immer durch *h* zu ersetzen). Manche Sätze kommen mir nicht korrekt vor. Wenn es in einem Satz heißt: ... *ˈəntä-ḳonä zə-ḳəffäl* ‘wenn ... bezahlt wird’ (S. 443), so entspricht die Reihenfolge der beiden Verbalformen nicht der Syntax des Tigrinischen, in der das abhängige Element voransteht. Dasselbe gilt für *ˈəŋḡera zəbällä* ‘das Brot, das gegessen wird’ (S. 443). Relativsätze müssen dem Hilfsverb bzw. dem durch sie näher bestimmten Substantiv stets vorausgehen. In einem Beispielsatz auf derselben Seite (*nabtu bäräḳa ˈəzom ˈənsəsatat* (so für *ˈənsəsatat*) *zälläwə-wo yəkädu* ‘sie gehen in die

¹³ Das Kompositum *doro-wāt* ist aus der Genitivverbindung **yā-doro wāt* entstanden.

Wildnis ...') müßte der Relativsatz *ʾəzom ʾənsəsatat zälläwə-wo* 'in dem diese Tiere sind' dem Substantiv *bäräka* 'offenes Land, Wildnis' vorangehen. In guten Texten begegnen solche Satzkonstruktionen nicht.

Es ließen sich noch viele andere Dinge anführen. Für einen nicht mit der Sprache Vertrauten wäre es hilfreich gewesen, wenn die gelegentliche Abtrennung der Morpheme konsequenter durchgeführt worden wäre, z.B. *bə- kərši* 'für einen *Bərr* bzw. die jeweilige Währungseinheit, jetzt *Naḳ fa* [die Übersetzung „thaler“ (S. 443) ist nur bei historischen Texten angebracht]', *nab-tu* (< *nab ʾatu*) 'zu dem', *bäzi säc-at-(ə)zi* 'zu dieser Stunde' (fehlt in der Übersetzung).

Der Abschnitt von S. RAZ über das Tigré (S. 446-456) ist von einem Kenner der Sprache verfaßt. Deshalb kann ich hier nur wenige Korrekturen beitragen. Der Corpus des veröffentlichten Tigre-Materials besteht nicht nur aus Bibelübersetzungen und Textsammlungen von Missionaren und Wissenschaftlern, sondern auch aus modernen Publikationen und religiösem Schrifttum. So besitze ich ein Exemplar einer mit äthiopischen (pardon: Geʿez-)Lettern geschriebenen sechs Seiten umfassenden (natürlich in Asmara herausgegebenen) Tigre-Zeitung namens *Gäläd*, d.h. 'Bund, Vertrag, Plan', vom 15. 8. 1997. Dies ist eine *ʾət kəll wärh lä-tədale ġäridät* 'eine Zeitung, die (einmal) in jedem Monat herausgegeben wird', und zwar von der *maḥbär wätän šəbabat wä-ṭäläbät ʾErətrəya*, d.i. in der offiziellen dreisprachigen Version (Tigrinisch) *Hagərawi maḥbär mänʾəsäyatən tämä-haron ʾErətra* bzw. (Arabisch) *al-Ittiḥād al-waṭānī li-šabāb wa-ṭalabāh Iritriyā* (Englisch) 'National Union of Eritrean Youth and Students'.

Es gibt außerdem umfangreiches, wenn auch nicht leicht zugängliches Material an Schulbüchern aus der Zeit des Freiheitskampfes, herausgegeben von der *Ġəbhat šəcəbəya təḥrir ʾErətrəya* 'EPLF', z.B. die mir vorliegenden Bände *Təgre ʾəgəl 2.y* [d.i. *kaṭay*] *fäsl* (1982) 'Tigre für die 2. Klasse' und *ʾƏllum ʾəgəl 2.y* [d.i. *kaṭay*] *fäsl* (1982).

Unter dem modernen religiösen Schrifttum sei die 129 S. umfassende Publikation *Nəʾuś mä'täyi kətab kəddus* 'Kleine Einführung in die Heilige Schrift' (Asmara 1996) erwähnt. Noch mehr wissenschaftlichen Charakter zeigt die Tigre-Übersetzung des umfangreichen tigrinischen *Nay māšḥaf kəddus mǝzgäbä kalat* 'Wörterbuch der Heiligen Schrift' (Asmara: Evangelical Church of Eritrea 1996, 537 S.), das seinerseits auf die amharische Ausgabe *Yä-māšḥaf kəddus mǝzgäbä kalat* (Addis Abeba 1972 ʿa.mə. = 1979/80) zurückgeht.

Das Tigre soll als „lingua franca along the Ethiopian coast of the Red Sea, notably in Massaua“ (S. 446) gesprochen werden. Abgesehen davon, daß hier „Ethiopian“ für „Eritrean“ steht, ist das Tigre sicherlich nicht eine Art Sabir, sondern eine Verkehrssprache für weite Teile Eritreas. Wenn behauptet wird,

das Tigre stelle die Verkehrssprache in Massawa dar, stellt sich die Frage, welche andere Sprache als das Tigre dort (von der Mehrheit) als Muttersprache verwendet werde. M.E. gibt es keinen Zweifel an den bisherigen Angaben über die Zugehörigkeit der Stadt zum Tigre-Sprachgebiet. Vgl. die folgenden vier Angaben aus der ersten Hälfte des 19. Jh.

In dem Werk *Heinrich Salt's neue Reise nach Abyssinien in den Jahren 1809 und 1810* (Aus dem Engl. übers. und mit einigen Anm. begleitet von FRIEDRICH RÜHS, Weimar 1815) heißt es über „Massowa“: „Die Einwohner reden eine aus dem Arabischen und Abessinischen gemischte Sprache: die es selbst einem Araber schwer macht, sie zu verstehen“ (S. 48).

1816 bietet JOHANN SEVERIN VATER in seinen *Proben deutscher Volks-Mundarten, Dr. Seetzen's linguistischer Nachlaß, und andere Sprach-Forschungen und Sammlungen, besonders über Ostindien* (Leipzig 1816, S. 280f.) „Proben von der Sprache Tahâsse, welche man zu Massáua und in dessen Nachbarschaft redet“. Die Beispiele *worôt* '1', *killôt* '2' und *szénneh* 'gut' sind eindeutig Tigreformen (= *worot*, *kəɫ'ot* und *sänni*).

Auch E. RÜPPELL spricht in seiner *Reise in Abyssinien* (Band 1, Frankfurt am Main 1838) von der „abyssinische(n) Sprache“, „welche (der in Tigre gebräuchliche Dialect) allen Massauanern geläufig ist“ (S. 195).

THÉOPHILE LEFEBVRE (u.a.: *Voyage en Abyssinie exécuté pendant les années 1839, 1840, 1841, 1842, 1843, deuxième partie, tome 3*, Paris o.J. [1843 oder 1844]) nennt die Tigrsprache geradezu „Messoah“, d.i. *Məṣəwwa* 'Massawa', s. sein „Vocabulaire de Messoah“ (S. 397-403) mit den klaren Beispielen *houtou* 'er' (= *hətu*), *entoume* 'ihr' (= *ʔəntum*) und *seni* 'gut' (= *sänni*).

In den in diesem Jahrhundert veröffentlichten Sprachkarten ist die Region von Massawa eindeutig als zum Tigre-Sprachgebiet gehörig ausgewiesen.

Die Umschrift des Tigre, die der Verf. verwendet, kann leicht in die weiter verbreitete Umschrift umgesetzt werden, indem *a* durch *ä* und *ā* durch *a* ersetzt wird. Durch die Verwendung der aus der Tigrinistik und Amharistik bekannten Umschrift ist nicht die Existenz der phonemischen Vokallänge geleugnet, wie der Verf. meint (S. 447). Es ist allerdings richtig, daß die Umschrift *a* in der Äthiosemitistik dazu geführt hat, diesem Laut die Länge abzusprechen. So hieß es in dem Kapitel über das Altäthiopische, daß das Längezeichen z.B. in *ā* nur als diakritisches Zeichen (und nicht als Hinweis auf die Vokallänge) zu werten ist, und weder im Kapitel über das Tigrinische noch in dem über das Amharische wird über die Vokallänge gehandelt. Hat also S. RAZ in der Sache recht, da es im Äthiosemitischen wirklich Langvokale gibt, wird man, um einen Ver-

gleich nicht zu erschweren, sein Umschriftsystem nicht gerne neben dem herkömmlichen äthiopistischen verwenden wollen.

Der Beitrag von G. HUDSON über das Amharische und Argobba (S. 457-485) bringt einen in dieser Form neuen Vergleich zwischen den beiden eng verwandten Sprachen, von denen die letztere heute nur noch von wenigen aktiv verwendet wird. Die gleichgewichtige Behandlung der beiden Sprachen ist allerdings dem Amharischen abträglich, das als zweitgrößte semitische Sprache eine getrennte Behandlung verdient hätte.

Bisher in der Literatur nicht verzeichnet ist die intervokalische Spirantisierung von *g* zu [ɣ], über die der Verf. S. 459 berichtet. Da dies früher auch einmal vom Tigrinischen behauptet wurde, sind hier Zweifel angebracht. Andererseits fehlt in dem phonetischen Kapitel die Erwähnung wichtiger vokalischer Assimilationen, ohne die die Aussprache des Amharischen nicht korrekt wäre. Das Hilfsverb der 1.sg. in *ə-nägr-allähu* 'ich sage' wird [al:ɔh^u/x^u], bzw. mit Metathese [al:ɔ^uh/x], und das der 2.pl. in *tə-nägr-allaččəhu* 'ihr sagt' mit Vokal-angleichung und Metathese [al:ač:u^h/x^u] ausgesprochen.

Richtig ist die Aussage, daß der Hilfsvokal *ə* eintritt, um eine Doppelkonsonanz im Wortanlaut und eine Folge von drei Konsonanten im Wortinneren zu vermeiden, wie in dem gegebenen Beispiel „*y-nägrh* > *yənägrəh*“ (S. 460) 'er sagt dir (m.)' deutlich wird. Es müßte allerdings ergänzend hinzugefügt werden, daß es auch ein phonemisches Schwa gibt, welches nicht durch Silbenstrukturregeln zu erklären ist, wie in *səm-əs* 'dein (f.) Name', vgl. die Opposition *tom=ɔ* 'du (f.) fastestest' gegenüber *tom-əs* 'dein (f.) Fasten'. Daß dabei in einer morphologischen Beschreibung das phonemische Schwa durch ein konsonantisches Element oder – wie in der Umschrift schon markiert – durch eine spezifische Junktur ersetzt werden kann, wird nur den Grammatiker interessieren.

Die Bemerkung, daß der Status der Labiovelare als Phoneme durch die besonderen labiovelaren Schriftzeichen nahegelegt werde (S. 458), müßte durch weitergehende Überlegungen ergänzt werden. Da das Amharische auch ohne diese Schriftzeichen adäquat geschrieben werden kann, was sogar manche äthiopische Schriftsteller befürworten, muß eine andere Begründung für den Phonemstatus der Labiovelare angeführt werden. Die Laute *k^w*, *g^w* und *k^w* sind deshalb monositionale Phoneme, weil sie vor allem im Verbum als solche funktionieren. Die Perfektform *kot:är-ä* 'er zählte' z.B. ist von einer Wurzel *√k^wtr* 'zählen' mithilfe des Vokalisierungstyps *1ä2:ä3-ä* gebildet, wobei die Kontraktionsregel *äw > o* zu beachten ist. Die synchrone Ableitung der Form *kot:är-ä* von der Wurzel *√k^wtr* mithilfe des Vokalisierungstyps *1o2:ä3-ä* ist wenig sinnvoll, da nach diesem Ansatz für alle Verben mit Labiovelaren an erster

und zweiter Position in der Wurzel ein separater Verbaltyp angenommen werden müßte, was die Darstellung der Morphologie ungemein erschweren würde.

Kaum zutreffend ist die Behauptung, daß der glottale Frikativ *h* nicht am Ende einer Silbe bzw. eines Wortes vorkommt (S. 458f.). Man vergleiche die verschiedenen Pronominal Elemente der 2.m.sg. (*-h*, *-əh*, *-əlləh*, *-əbbəh* und *-üh*) und die Demonstrativa *ɣəh*, pl. *ənnäzzih* 'dieses' u.a. Ein *h* als dritter Radikal einer Wurzel ist wohl nur in wenigen Wurzeln wie *čohä* 'schreien' und *dahä* 'kriechen' belegt. Andere Formen mit finalem *h* sind aus dem Altäthiopischen entlehnt, wie *bələh* 'schlau'.

Das Pluralaffix *-an* ist kaum nur „probably“ (S. 464) aus dem Altäthiopischen entlehnt.

Der Verf. führt (S. 459) in seiner Umschrift eine wichtige Unterscheidung ein, die alle sprachwissenschaftlich arbeitenden Semitisten übernehmen sollten, nämlich die zwischen lexikalischer (d.i. nicht weiter begründbarer) und morphologischer (d.i. morphologisch motivierter) Konsonantenlängung. Die Länge des Konsonanten in *mäčče*, *mäčē* 'wann' ist lexikalischer Art, was man bei diesem Beispiel auch an der unterschiedlich aufgenommenen Konsonantenlänge erkennt, während in *tāmāč:ä* 'passend sein' (mit dem Schema *tä-1ä2:ä*, eine Unterart von *tä-1ä2:ä3-ä*) und *məč:u* 'passend' (mit dem Schema *1ə2:u*, eine Unterart von *1ə2:u3*) die Konsonantenlänge durch die Zugehörigkeit der Formen zu bestimmten Vokalisierungsmustern mit gelängten Segmenten bestimmt ist. Leider befolgt der Verf. diese höchst sinnvolle Umschrift in seinem eigenen Artikel nicht durchgängig.

Wenn das Amharische als „constitutionally recognized national language of Ethiopia, and the language of instruction of Ethiopian public education in the primary grades“ (S. 457) bezeichnet wird, so stimmt dies in mehrfacher Hinsicht nicht (mehr). Das Amharische ist nach der bundesstaatlichen Neuordnung des Landes (*ɣä-Ityōppya federalawi dimokrasiyawi ripäblik*) im Jahre 1991 (mit der neuen Verfassung im Jahre 1995) die offizielle Sprache der Bundesregierung („federal government“) und die offizielle Sprache der amharischen Region (*ɣ-Amara kəlläl*). Es ist darüber hinaus Schul- und Verwaltungssprache in einem Umfang, der noch andauernden Veränderungen unterworfen ist. Die durch die Neuordnung des Landes eingeleitete Entwicklung hat noch nicht zu stabilen Verhältnissen geführt (s. M. BRENZINGER: An evaluative account of Ethiopia's new language policy, *Language choices: Conditions, constraints and consequences*, Amsterdam – Philadelphia 1997, S. 207-221).

Der Beitrag von E. WAGNER über das Harari (S. 486-508) ist in besonderer Weise diachron ausgerichtet. Denn es wird nicht nur jeweils auf die Besonder-

heiten des älteren mit arabischen Lettern geschriebenen Harari eingegangen, sondern auch viele Wurzeln und Morpheme auf das Altäthiopische zurückgeführt. Der an der Entwicklung der äthiopischen Sprachgruppe Interessierte wird dies gerne zur Kenntnis nehmen, auch wenn die etymologische Ableitung von Formen manchmal Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Die Überlegung, daß das Possessivsuffix der 3.m.sg. *-zo* vielleicht auf den Genitivmarker **zi-* und das selbständige Personalpronomen **huwa* (S. 489) zurückgehen könnte, läßt einen im Unklaren darüber, welche Rolle dieses Personalpronomen in der Geschichte des Äthiosemitischen (vgl. altäth. *wəʾətu* 'er') gespielt haben könnte. Der Verf. führt zwei weitere Erklärungsversuche an, indem er *-zo* auf **zi-o* bzw. **zi-lahu* zurückführt. Eine weitere Ableitung möchte ich hinzufügen, ohne dem Verf. beipflichten zu können, der zu seinen eigenen Überlegungen, diese damit abwertend, bemerkt: „These, however, are all speculations“ (S. 490). Das Possessivadjektiv 'der seinige' lautet im Altäthiopischen *ziʾa-hu*, woraus leicht **zi-o* > *-zo* entstehen kann. Das selbständige Personalpronomen *azzo* 'er' wäre danach mit Assimilation aus **ax-zo* (mit dem bislang nicht erklärten Element *ax-*, welches in den 2. Personen vorkommt) entstanden.

Die Silte-Gruppe (Ostgurage) mit den Varietäten Silte (trad. amhar. *Səlti*), Inneqor, Wolane und Zway wird von E.-A. GUTT (S. 509-534) recht übersichtlich dargestellt. Dabei stammen die meisten Daten aus dem vom Verf. durch eigene Feldforschung erschlossenen Silte. Die wichtigste Neuerung in der Darstellung betrifft die Interpretation der Vokale *i, e, a, o, u*, die sowohl kurz (und teilweise zentralisiert) als auch lang vorkommen. Der Verf. hat die Einsicht, daß die Länge der Vokale entgegen der Meinung vieler Äthiopisten doch relevant ist, in eine neue Umschrift umgesetzt, in der die Langvokale in derselben Weise wie die Langkonsonanten durch Doppelschreibung markiert werden.

Unter dem äußeren Südäthiopischen („Outer South Ethiopic“, S. 535-549) versteht der Verf. und Herausgeber des Bandes, R. HETZRON, die südäthiopischen Sprachen, die nicht zum sog. transversalen Südäthiopischen („transverse South Ethiopic“), d.s. Amharischen-Argobba und Ostgurage-Harari, gehören. Außer dem Gafat sind alle äußeren südäthiopischen Sprachen ein Teil des Gurage. Der Verf. behandelt die zum Teil aus anderen semitischen Sprachen nicht bekannten lautlichen Prozesse. In Tabellen führt er lediglich die selbständigen und suffigierten Personalpronomina einiger Sprachen dieser Sprachgruppe an. Die Darstellung ist damit alles in allem viel zu kurz ausgefallen. Über die Entwicklung in Äthiopien seit dem Fall des Mängəstu-Regimes im Jahre 1991 und davor ist der Verf. nicht informiert, sonst hätte er nicht das jetzt ausgestorbene Gafat im

„Goddjam Governorate General“ lokalisiert. Es scheint auch noch nicht allgemein bekannt zu sein, daß es in Äthiopien die „Coptic Christians“ (S. 535) seit dem Jahre 1961, in dem die koptische Mutterkirche der äthiopischen Kirche den Status der Autokephalie zugestand, nicht mehr gibt.

Die nicht ganz sorgfältige Redaktion des vorliegenden Bandes zeigt sich auch in der verunglückten Karte, die dem Vorwort vorangestellt ist. Nach dieser Karte, welche die Verbreitung der alten und modernen semitischen Sprachen in sich vereint, scheint ganz Äthiopien einschließlich Erythräas, das nicht als eigener Staat eingezeichnet ist, von semitischsprachigen Völkern bewohnt zu sein. Im Süden des Landes sind es die Gunaän (richtig: Gunnän) Gurage, im Norden die Tigre und Gelez (richtig: Ge'ez), während das Tigrinya in der Danakil-Senke gesprochen wird. In der Karte ist nicht berücksichtigt, daß die Staatsgrenzen vorderorientalischer Staaten in den wenigsten Fällen mit den Sprachgrenzen übereinstimmen. Weder Israel noch Syrien und Oman können als in toto arabophon bezeichnet werden. Beim Irak soll nach der Darstellung in der Karte die Sprachgrenze in zwei Fällen von der Staatsgrenze abweichen. Im Norden soll das arabischsprachige Gebiet in die Türkei und Persien hineinragen. Gemeint ist das kurdischsprachige Gebiet, das hier vollständig arabisiert wurde. Außerdem soll im Südosten des Iraks gerade an der Stelle, wo früher das Akkadische beheimatet war, nicht Arabisch gesprochen werden. In Wirklichkeit reicht das arabische Sprachgebiet (mit den nicht eingezeichneten neumandäischen Sprach-inseln) weit nach Persien hinein. Auf der Karte ist auch nicht berücksichtigt, daß in fast der ganzen Küstenregion des Persischen Golfs, der deshalb nicht ohne eine gewisse Berechtigung Arabischer Golf genannt werden kann, und in innerpersischen Gebieten Arabisch gesprochen wird. Es darf trotz meiner Korrekturen an einzelnen Beiträgen nicht übersehen werden, daß es keinen vergleichbaren Band gibt, der einen solch umfassenden und vollständigen Überblick über die semitische Sprachgruppe vermittelt, welche über fast viereinhalb Jahrtausende in einer Fülle von Sprachen und Schriften bezeugt ist.